

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 10.

Mittwoch, 13. Januar.

1915.

Copyright 1914 by Carl Dunker, Berlin.

Der Wagehals.

Nachdruck verboten.

(21. Fortsetzung.)

Roman von Fritz Skowronnek.

16. Kapitel.

Der Forstausseher Bauschus hatte gegen Abend den Herrn von Baleski und seine Cousine mit einem großen Koffer wegfahren sehen und war spät abends dem Kutscher, dem Stanislaw, begegnet, der allein mit dem Wagen zurückkam. Trotzdem traute er dem Frieden nicht. Am nächsten Morgen war er mit dem Gräwing noch vor Sonnenaufgang im Revier.

Als die Sonne höher stieg und keine Gefahr mehr zu sein schien, kehrten die beiden Grünröde beim Förster Reimbacher in Bersmenigken an. Nach dem Frühstück ging Bauschus nach der Oberförsterei. Er wollte dem Forstmeister von seiner Begogung mit dem Herrn von Baleski Bericht erstatten. . . .

Der alte Herr war sehr guter Laune, teilte ihm seine Verlobung mit und meinte lustig, nun würden seine Beamten gute Tage haben, wenn er mit seiner jungen Frau die Hochzeitsreise mache.

„Ach, Herr Forstmeister“, erwiderte Bauschus, „Sie tun doch keinem Überlast, Sie leben mit uns wie ein Vater. . . . Wir werden uns alle hängen nach Ihnen, bleiben Sie man nicht zu lange weg.“

„Also Sie meinen, Sie hätten sich wirklich geirrt, als Sie den Baron im Verdacht hatten“, fragte er, nachdem Bauschus seinen Bericht erstattet hatte.

„Ja, das meine ich wirklich, Herr Forstmeister. Als ich sagte, das wäre ein gemeiner Schuft, der den Schnabel angeschossen hat, da habe ich ihn ganz scharf angesehen. Nicht mit der Wimper hat er gezuht und mir voll und ganz zugestimmt. . . .“

„Die Sache wird immer rätselhafter“, meinte der Forstmeister kopfschüttelnd und strich ein Streichholz an, um seine Pfeife anzuzünden, die jetzt so merkwürdig oft ausging. . . . In demselben Augenblick klopfte es. . . . Der Hilfsausseher Gräwing trat herein. Auf den ersten Blick konnte man es ihm ansehen, daß er ganz aufgeregt war. . . .

„Herr Forstmeister“, stieß er hastig hervor, „es ist wieder ein Voch gewildert worden. . . . Wie ich von Bersmenigken nach Hause gehe und an die Schonung, nach Jagen 74, komme, höre ich einen Menschen, der ein paar mal leise hustet und dann fest austritt. Ich wußte gleich, das tut nur einer, der dem anderen leise das Wild zudrückt. . . . Ich also schnell zurück und im Bogen räum nach dem Feld zu. . . . Ich dachte, der Wilddieb mit der Flinte würde dort stehen. Als ich dort ankomme, knallt ein Schuß auf der anderen Seite. Ich im Galopp durch die Schonung. . . .“ Er wischte sich mit dem Taschentuch das Gesicht, auf dem er ein paar blutende Schrammen hatte. . . .

„Na, und . . .?“

„Ja, Herr Forstmeister, ich kam zu spät. Ich fand bloß eine frische Wagenspur. . . .“

„Also Ihr Baron ist es nicht gewesen, lieber Bauschus, wenn er nicht inzwischen nach Hause gekommen sein sollte, was sich sofort feststellen ließ. . . .“

Aber ein ganz geriebener Bursche muß es sein, der sich am Tage das Wild zudrücken läßt. . . .“

„Aber kein Kutscher könnte das gewesen sein“, meinte Bauschus nachdenklich. „Ein podennarbiger Kerl, etwa Mitte vierzig. Wenn ich das bloß feststellen könnte, ob er mit dem Fuhrwerk draußen gewesen ist. Aber der fährt ja vom Hof gleich in den Wald und kommt auf demselben Wege zurück. Soll ich vielleicht bei ihm Hausfuchung halten?“

Das tut man nur, wenn begründeter Verdacht vorliegt. Die fünfhundert Mark sind Ihnen heute dicht vor der Nase vorbeigegangen. Aber nur nicht nachlassen. . . . Adieu, meine Herren. . . .“

„Ich kann mir keinen Bers daraus machen“, meinte er eine Weile später zu Schnabel. „Der Raujoks ist das nicht, der geht zu Fuß in den Wald. Ich muß mal nach Billkallen fahren und mit den lustigen Brüdern im Hotel Köffele eine Nacht durchkneipen. Vielleicht bekomme ich da einen Fingerzeig. . . . Da soll es mehrere sehr eifrige Jäger geben.“

Am Nachmittag desselben Tages gingen Mooslehner und Nante Schnabel selbender in den Wald. Die Sonne schien so warm, die Wälder summten, die Vögel sangen, . . . und die beiden Grünröde gingen stumm nebeneinander. . . . Es war eine Entfremdung zwischen ihnen eingetreten. Schon seit mehreren Tagen sprachen sie nur das Nötigste miteinander. . . . Sie waren eifersüchtig aufeinander.

Den Forstassessor hielt Mooslehner für keinen gefährlichen Nebenbuhler, obwohl er sich in kleinen Aufmerksamkeiten gegen Wera erschöpfte. Er brachte ihr auserlesene Süßigkeiten, natürlich für den kleinen Jungen, den Kurt, obwohl er dafür nie mehr als einen kühlen, gleichmütigen Dank empfing.

Aber Nante, das war in seinen Augen ein gefährlicher Bursche. . . . Der kleine Junge hatte mit dem Dicken Freundschaft geschlossen. Er kletterte dem Onkel Nante sofort auf den Schoß und untersuchte seine Taschen. Da fand er denn immer einen kleinen, aus Riefenborke zierlich geschnittenen Kahn, oder irgendein anderes Spielzeug, das Nante mit merkwürdiger Geschicklichkeit aus den einfachsten Sachen herstellte. . . . Und Wera machte ein so vergnügtes Gesicht, wenn ihr Junge sich so freute und sprach fast nur mit Nante. . . .

„Mensch, Mooslehner, weshalb bist du jetzt immer so maulfaul“, brach Schnabel endlich das Schweigen.

„Die Ursache könnte dir wohl bekannt sein.“

Mit treuherziger Miene erwiderte Schnabel, er habe keine Ahnung. . . .

„So? Weißt du nicht, daß ich schon beinahe zwei Jahre mich um Wera bemühe?“

„Schon zwei Jahre? Und dann bist du noch keinen Schritt vorwärts gekommen? Mensch, Kollege, gib das Rennen auf. Wenn man mit einem weiblichen Wesen nicht nach vier Wochen im reinen ist, dann ist die Sache aussichtslos.“

Liebe Eltern und Geschwister!

Eure lieben Briefe und Karten habe ich am heiligsten Abend, als wir aus dem Schützengraben zurückkehrten, richtig erhalten und Ihr könnt Euch gar nicht vorstellen, wie ich mich gefreut habe, endlich mal ausführlicher etwas von der Heimat zu hören, mindestens 3- bis 4mal habe ich die hochwillkommenen Zeitungen durchgesehen, und ich danke Euch allen für Eure lieben Grüße und Wünsche auf das herzlichste. Ich hoffe auch mit Euch sowie mit allen anderen, die hier im Felde und zu Hause sind, daß dieser Riesenkrieg endlich mal ein Ende nimmt, wenn ich auch noch nicht gar zu lange mit in der Front stehe, aber soviel habe ich nun schon gesehen in den wenigen Wochen, daß das Leben in der Front auch keine Kleinigkeit ist, denn unsere Kompanie steht, wie Papa ganz richtig vermutet, in der alleräußersten Front und zwar an einem stark vorgeschobenen Posten, aber davon will ich Euch nachher etwas erzählen.

Ich habe eine ganze Anzahl Briefe und Karten der Feldküche mitgegeben und hoffe, daß sie alle noch richtig bei Euch einzufließen. Unter anderem schicke ich ein Paar schmutzige Strümpfe zurück mit einem Briefe und zwei englischen Dumdum-Patronen. Lohnt sich das mit dem Strümpfen? Strümpfe, Fußlappen und vor allem billige Taschentücher kann ich immer gebrauchen, alles andere an warmen Sachen ist vorläufig nicht nötig, nur eine große warme Schlafbede würde gut zu verwenden sein im Schützengraben, aber daran ist wohl vorläufig nicht zu denken.

Eure Pakete habe ich bis jetzt noch nicht bekommen, doch ich nehme an, daß sie morgen oder dann zwei Tage nach bei mir eintreffen; ich freue mich schon darauf. Am 22. 12. habe ich 15 M. nach Hause geschickt, da wir hier fast keine Verwendung für Geld haben und das Geld für meine Sendungen dort gut zu verwenden ist. Nur einmal war der Markelender da; der hat aber auch nichts Gescheites und dann ist dort alles so sündhaft teuer, daß einem das Geld leid tut, z. B. kostet 1 Flasche schlechter Roanah 7 M., 1 Pfund Zucker 1,50 M., Dlfardinen (Büchse) 80 Pf., Butter, die er nur sehr wenig hat, Pfund 3 M. usw. Das war in D., ich hatte mir gerade zwei Büchsen Dlfardinen gekauft, da sausten zwei schwere Granaten in die Nähe und im Nu war der Herr Markelender mit seinem Wagen abgeloopiert. — Nach der nächsten Löhnung schicke ich wieder 15 M.

Unsere Reise nach dem Kriegsschauplatz habe ich Euch deshalb nicht eingehend beschrieben, weil wirklich nichts Besonderes passiert ist. Zu futtern haben wir, der Meinung sind alle Kameraden, auch nicht übermäßig bekommen, denn alle haben noch ihre Heimatportionen angerissen. Man war etwas enttäuscht. Mich in Essen bei Krupp vorzustellen, dazu war absolut keine Gelegenheit, das war nämlich so: Wir kamen 7 Uhr abends, es war schon finster, in Essen an, hielten auf einer Eisenbahnbrücke mitten auf der Strecke in einer Vorstadt und stiegen natürlich sämtlich unverzüglich aus, sangen die Wacht am Rhein und brüllten aus Leibeskräften „Hurra“. Es war eine sehr begeisterte Stimmung und das Publikum war einfach baff. — Plötzlich kamen Männer mit großen Körben über die Geleise und riefen: „Extrablatt!“ Großes Gedränge natürlich. Es waren aber belegte Brote. Da hatte jeder soviel zu tun, ein Brot zu bekommen, daß kein anderer Gedanke aufkam. Erst später hieß es, das wären Krupp'sche Liebesgaben gewesen. Aber die Krupp'schen Werke haben wir sehr gut gesehen, denn wir sind mitten durch gefahren.

Die Überfahrt über den Rhein hatten wir uns alle romantischer vorgestellt; sie erfolgte um 8 Uhr an einer Stelle, wo die Rheinufer so flach wie die der Elbe sind und dazu kam sie ganz unerwartet. Trotzdem haben wir feste gesungen. Ferner kann ich mich auf einen übermäßigen Regenguß auf unserem ersten Marsche nicht besinnen. Es regnete ein wenig und erst als wir in Le D. im Quartier lagen, pladderte es stärker.

Das nur, um zu begründen, daß ich nichts Besonderes vergessen habe. Das Erwähnenswerte ist vielmehr nun mittlerweile erst gekommen.

Wie ich schon sagte, liegen wir hier in einer besonders exponierten, weit vorgeschobenen Stellung den Engländern gegenüber und werden alle zwei Tage abgelöst. Ins Quartier kommen wir immer in die Fernen und Ortschaften der Um-

„Ach, was du meinst. Du glaubst wohl, daß du ihr mit dem Fressen imponierst . . .?“

„Mooslehner“, erwiderte Nante ernst, „solche Scherze verbitte ich mir, die vertrage ich nicht. . . Du weißt selbst, daß ich darüber unglücklich bin, und daß ich nichts dafür kann. . . Und du solltest dich schämen, mir das vorzuhalten.“

„Na, nimm es schon nicht übel, Nante, das ist mir so in meinem Arger rausgefahren. Aber du wolltest überhaupt nicht heiraten und jetzt balzt du vor der Wera wie ein Spielhahn.“

„Ja, da hast du recht, ich wollte eigentlich nicht heiraten. Aber da Wera nun schon einen Jungen hat, so wird sie sich darüber nicht grämen, wenn nachher keine Kinder mehr kommen.“

„Eine feine Logik, lieber Schnabel“, erwiderte Mooslehner gereizt. „Ich habe gar nicht gewußt, daß du so raffiniert sein kannst. Aber du hast noch mindestens drei Jahre, bis du den Heiratskonsens bekommst.“

„Und du auch noch drei.“

Eine Weile gingen sie schweigend nebeneinander. Dann blieb Mooslehner stehen. „Nante . . . Ich ertrag das nicht länger. Wenn du nicht damit aufhörst, dann erzähl ich der Wera, daß du mit der Kathinka . . .“

„Karl, Mooslehner . . . sieh, nach deinen Worten“, unterbrach ihn Nante mit drohender Stimme. „Gältest du mich für einen Lumpen, der sich um ein Mädchel ernsthaft bewirbt, während er mit einer anderen ein Techtelmechtel hat? Das dumme Frauenzimmer läuft mir nach, aber dafür kann ich doch nichts . . .“

„Na, weshalb nimmst du nicht, was dir geboten wird. . . Ein forisches, junges Mädchel . . . sie soll sogar Vermögen haben . . .“

„Ich danke für Obst und Süßfrüchte“, erwiderte Nante trocken. „Aber nun laß mich in Frieden. Ich habe genau soviel Befugnis, mich um Wera zu bewerben, wie du. . . Wenn es dir unangenehm ist, dann sieh zu, daß du mich ausstichst. . . Die Bahn ist für uns alle frei . . .“

„Na, dann will ich dir noch etwas sagen, aber streng vertraulich . . .“

„Ich bin doch kein altes Weib.“

„Also Wera ist nicht Witwe, sondern noch verheiratet. Ihr Mann ist wegen politischer Untriebe verhaftet und in einem russischen Gefängnis verschwunden . . .“

„Mein Gott, die arme Frau . . .“ meinte Nante kopfschüttelnd und sah den Kollegen mißtrauisch an, „ist es aber auch wirklich wahr? Woher weißt du das?“

„Der Hegemeister hat es mir verraten.“

„So, na dann werde ich dir etwas sagen . . . Das stört mich gar nicht. . . Entweder die Scheidung oder eine Todeserklärung. . . Ich werde mich jedenfalls dadurch nicht stören lassen.“

„Dann habe ich dir nichts mehr zu sagen“, erwiderte Mooslehner gereizt. . . „Unsere Freundschaft ist aus.“

„Mir soll's recht sein, Herr Kollege. Sie werden sich hoffentlich auch ebenso mit dem Herrn Assessor von Sperling auseinandersetzen.“ Er drehte sich um und ging quer durch den Wald davon.

Die beiden alten Freunde, die Schulter an Schulter in derselben Kompanie gestanden hatten, waren entzweit. Sie vermieden, sich anzusprechen, wenn sie abends beim Hegemeister zusammen saßen. . . Das unnatürliche Verhältnis wurde noch dadurch verschärft, daß beide an jedem Morgen und an jedem Nachmittag selb- ander ins Revier gehen mußten. Aber gleich vorn im Walde trennten sie sich. Der eine ging nach rechts, der andere nach links.

(Fortsetzung folgt.)



Mancher weiß gar nicht, wie glücklich er sich schämen kann, unglücklich zu lieben. Gertrud Wolff-Sirischberg.

gebung, ganz wie Platz ist. In letzter Zeit kamen wir öfters nach dem Dorfe D., dort war es aber sehr ungemütlich, denn die schweren englischen Granaten schlugen fortwährend dort ein, so daß wir sogar einmal ausweichen mußten, wie ich Euch ja schon schrieb. In unserer Stellung war es im allgemeinen sehr ruhig, und wir hatten wenig Verluste. Das Wetter war sehr gut, manchmal schien sogar die Sonne ganz herrlich, so daß es uns gut gefiel. Am 17. und 18. hatten indes die Engländer verschiedene Angriffe ausgeführt, als wir im Quartier lagen und die Aussichten waren für uns für den 19. die besten. In der Nacht vom 18. zum 19. und am 19. hatten wir (4 Mann unserer Gruppe) stehende Patrouille 75 Meter vor unserem Schützengraben, in einem fast zerstörtem Hause des Dorfes St. J., das wir unter allen Umständen halten sollten. In der Nacht ging alles gut, aber am Morgen bombardierten die Engländer 5 Stunden lang das Nest mit schweren Granaten, ohne aber wunderbarerweise das Haus (es stehen noch zirla 10) mit uns paar Männern zu treffen. Plötzlich, wir hatten uns natürlich etwas geduckt, sehen wir durch das Fenster, daß die Engländer schon um das Haus gefäbelt kommen. Wir nun schleunigst aus unserem Hause heraus und 30 Meter über den Dorfplatz in ein anderes Haus, um unserem Graben freies Schussfeld zu verschaffen. Dort angekommen, wurden die um die Ecke kommenden Engländer prompt abgeschossen. Jetzt bekamen die Engländer sogleich Feuer aus unserem Graben, daß sie sich wieder in das kleine Gehöft zurückzogen, schleunigst ging ich mit einem Kameraden wieder ein Haus zum anderen Haus vor, schossen durch die Fenster und richteten große Verwirrung unter den Feinden an, die die Häuser nicht besetzt glaubten, aber natürlich nicht wußten, daß es nur zwei Mann waren. Wir feuerten eine ganze Weile und brannten uns nur schnell eine Zigarre an, so sonderbar es auch klingt, als das englische Maschinengewehr durchs Fenster pfiiff. Man bekommt da eine unerschämte Ruhe. Schließlich kamen noch eine Anzahl Kameraden über den Dorfplatz in unser Haus gesprungen. Leider fielen ein paar, aber die anderen brachten den Engländern noch große Verluste bei. In der folgenden Nacht kamen sie noch zweimal, wurden aber unter Verlusten für sie zurückgeschlagen. Nachts gelang es Kamerad R. und mir, noch einen ganz leicht verwundeten englischen Offizier zu fangen, der Papiere von Wichtigkeit bei sich hatte.

Eben fällt mir ein: Schickt mir doch bitte ein Paar wasserdicke Socken von Steadner (Kent weiß Bescheid) mit, meine alten sind futsch. Sie gingen mir zusammen mit einem Stiefel verloren, als ich über den von Granaten zerwühlten und zirla $\frac{3}{4}$ Meter hoch mit Schlamm bedeckten Dorfplatz von St. J. legte. Die Granaten machen Löcher von etwa zwei Meter Tiefe und 3 bis 4 Meter Durchmesser, so daß Ihr Euch denken könnt, wie eine Straße und ein Platz aussehen, wenn ein halbes Duzend Granaten darauf krepieren.

Bei unseren Häusern lagen am diesem Tage allein gegen 200 tote Engländer.

Die nächsten Tage und Nächte war es natürlich entsprechend ruhig an der Front.

In den Weihnachtsfeiertagen und am heiligen Abend passierte indes plötzlich das gerade Gegenteil von dem, was man Krieg nennt. Am heiligen Abend, wir sollten um 8 Uhr abgelöst werden, wurden nachmittags in unseren Gräben auf der ganzen Linie Weihnachtslieder gesungen und nach jedem Liede hörten wir auf der englischen Seite ohrenbetäubendes Gebrüll und Hurrarufen. Dann sangen die Engländer und die Deutschen riefen Hurra und das gefiel allen so, daß verabredet wurde, an diesem Tage nicht zu schießen. Plötzlich sprang Einer aus unserem Graben heraus, ging übers freie Feld zu den Engländern, von denen ihm einer entgegenkam. Beide schüttelten sich die Hände, tauschten Zigaretten aus und auf einmal, denkt Euch das Bild mitten im Kriege, herrschte auf dem Platze zwischen den Drahtverhauen, dessen Betreten sonst jeder mit dem Leben bezahlen mußte, ein äußerst reges Leben. Wir Englisch Sprechenden Deutschen unterhielten uns sehr gut mit unseren Feinden, die allermeist ganz junge Kerlchen (Kriegsfreiwillige) sind. Die Mehrzahl von ihnen schätzen Abenteuer zu sein, wohlhabende Leute, denn sie trugen alles bessere Sachen und viel gutes Pelzzeug. Die Lust am Kriege ist ihnen aber allen vergangen, wie sie sagen, und das ist ihnen bei dem vielen Wasser, das wir im englischen Graben sahen, gar nicht zu verdenken. Es war aber ganz idyllisch. Die Ablösung zog bis in den Graben mit Ge-

sang noch am hellen Nachmittag, ohne daß ein Schuß fiel. Die Verabredung lautete, während 48 Stunden soll nicht geschossen werden. Wir zogen dann um 8 Uhr am heiligen Abend nach hier ab, und fast während der ganzen Nacht spielten die Kapellen unserer Regimenter in die stille Nacht hinaus.

Heute, am zweiten Feiertage, alles läßt sich von uns auch noch vertrauensvoll auf der Straße sehen, sehen wir plötzlich zwei englische Flieger über uns und einen Augenblick später schlagen die englischen Granaten in unsere Quartiere ein. So sind nun die Engländer! Hoffentlich lassen sie uns den Rest des Tages in Ruhe, denn heute abend geht's wieder in den Graben.

Mit herzlichsten Grüßen an alle

Euer Kurt.



Aus der Kriegszeit.

Eine Weihnachtspatrouille. (Originalbrief eines Abonnenten.) Das . . . Bataillon des Regiments Nr. . . . liegt am Weihnachtsabend bei A . . . den Franzosen in Schützengräben, teilweise auf 400, teilweise bis auf 600 Meter, gegenüber. Wir erwarten einen Angriff von seiten der Franzosen. Aber sie verhalten sich mäusehinstill, kein Schuß fällt. Da bekomme ich um 11.40 Uhr den Befehl, mit 10 Mann vorzugehen und den Feind zu belästigen. Ich ziehe mit meinen Leuten, lauter Freiwillige, 10 Minuten vor 12 Uhr ab. Es war mondheile Nacht. Nachdem wir ungefähr 250 Meter vorgekrochen waren, legten wir uns platt auf den Boden, um zu beobachten. Plötzlich — träumen oder wachen wir — ertönt es klar und deutlich: „Stille Nacht, heilige Nacht“ und alsbald tönte es aus tausend Kehlen. Ich werde diese Augenblicke nie in meinem Leben vergessen. Nachdem dies Lied verstummt war, blies der Trompeter noch „Heil dir im Siegertranz“. Sofort setzte ein heftiges Geschützfeuer von seiten der Franzosen ein und ich dachte wieder an die Wirklichkeit. Vor uns, ungefähr 80 Meter entfernt, war ein alter französischer Schützengraben, etwa 30 Meter lang. Ich wollte ihn nun erreichen und den französischen Unteroffizierposten, der in dem Graben aufgestellt war, abfangen, indem ich den Graben umging. Aber wir wurden zu früh bemerkt und der Posten ritz mit französischer Geschwindigkeit aus. Wir machten uns nun schleunigst in den Graben und es dauerte nicht lange, so sausten Salben auf Salben über unsere Köpfe. Nach einer Stunde ungefähr wurde es wieder ruhig und wir konnten uns wieder zurückziehen und kamen wohlbehalten bei den Unstrigen an, wo ein guter Grog unsere Lebensgeister auffrischte.

Die 22er in Rußland. Da das 2. Bataillon des 223. Reserve-Infanterie-Regiments in Wiesbaden aufgestellt, dort wohl auch die meisten seiner Angehörigen hat, dürfte es die Leser des „Wiesbadener Tagblatts“ interessieren, Näheres über die Tätigkeit der 22er in Rußland zu hören. Wir marschierten in drei anstrengenden Kriegsmärschen nordöstlich, in der Richtung auf Lodz. Anscheinend hatte die Division den Auftrag, ein ihr zugeteiltes Gebiet vom Feind zu säubern und in der Richtung auf Lodz zurückzuwerfen. Auf diesen Märschen wurde man unwillkürlich veranlaßt, französische Verhältnisse mit russischen bzw. polnischen zu vergleichen. Dort gutes Ackerboden, reinliche Dörfer, Fernen, denen man noch in Schutt und Asche den früheren Wohlstand ansah, vorzügliche Straßen; hier wiesach öde Sand- und Mooregegenden, ärmliche Dörfer, in schmutzigen Häusern kinderreiche Familien, Straßen, die durch einen Regentag bodenlos werden. Nachdem die Warthe bei . . . überschritten war, trafen unsere Vorposten mit den ersten Kosakenpatrouillen zusammen und verteidigten uns die Nähe des Feindes. In der Nacht vom 30. November zum 1. Dezember trafen wir zum erstenmal stärkere feindliche Infanteriemassen. Nach kurzem Feuergefecht wurde der Feind mit aufgeflogtem Bajonett aus allen Stellungen geworfen und ca. 3 Kilometer verfolgt. Im Schein eines brennenden Dorfes ordneten sich wieder die Regimenter und bivallierten dort. Das 2. Bataillon nahm in dieser Nacht 380 Russen gefangen, ein schöner Erfolg. Am folgenden Morgen wurde die Verfolgung des geschlagenen Feindes fortgesetzt. Unser Weg führte durch unwirtliches Gelände, dichten Wald, Ges-

krüpp und Sumpf. Am Morgen des 8. Dezember verriet uns naber Kanonendonner den Beginn des Gefechts, und dieser Tag bleibt ein Ehrentag in der jungen Geschichte der 228er. Wir trafen einen stark verschanzten Gegner mit starker Artillerie. Der erste Sturm führte uns über flaches Feld und brachte empfindliche Verluste. Es galt, die bewaldete Anhöhe, an deren Fuß die Russen ihre Schützengräben angelegt hatten, möglichst schnell zu erreichen. Er war bewundernswert, wie unsere Leute vorgingen, und ich glaube, daß sie sich den anderen jungen Regimentern, deren Tätigkeit jetzt überall anerkannt wird, ebenbürtig zur Seite stellen können. Eine besonders ehrenvolle Aufgabe fiel an diesem Tag der 8. Kompagnie zu. Hinter der erwähnten Anhöhe hielt eine feindliche Batterie, der der Ansturm der Deutschen wohl etwas überraschend gekommen sein muß. Dem Kompagnieführer der 8. Kompagnie gebührt das Verdienst, die Sachlage klar erkannt und mit großer Umsicht gehandelt zu haben. In der Hauptsache galt es, „ran, an den Feind“. Denn auf jeden Fall mußte die Absicht der feindlichen Artilleristen, sich mit ihren Geschützen in Sicherheit zu bringen, vereitelt werden. Obwohl ja Artillerie immer in Deckung aufgestellt ist, mußten sie von der zurückflutenden feindlichen Infanterie von unserem Vordringen benachrichtigt sein. Also, noch ein kurzes Verschmachten, dann im Marsch, Marsch die Anhöhe hinweg, und schon sahen wir die feindlichen Geschütze 40 Meter vor uns. Ein kurzer Kampf und die noch lebenden Artilleristen suchten das Weite, uns die Geschütze überlassend. Vizefeldwebel G. nahm als Erster die linksstehenden Geschütze (Schneider-Creuzot) für die 8. Kompagnie in Empfang, 6 Geschütze, 6 Munitionswagen, 21 lebende Pferde fielen in unsere Hände. Das war ein schöner Erfolg. Er brachte uns die Anerkennung der Vorgesetzten und der 8. Kompagnie allein 4 Eisene Kreuze. Die folgenden Tage galten der Verfolgung des Feindes, wobei uns oft auffiel, daß er gut gewählte und gut ausgebaute Stellungen uns ohne Kampf überließ, er ist anscheinend auf der ganzen Linie im Rückzug. Hierauf wurde uns der Auftrag, uns in den Besitz einer Bahnlinie zu setzen, an deren Dammbank die Russen wieder gute Stellungen hatten. Von links in der Flanke gefaßt, gab es auch diesmal kein Halten, nachdem das Bataillon sechs Stunden in heftigem Infanterie- und Artilleriefeuer gelegen. Heute, am 22. Dezember, haben wir seit unserem Eintreffen in Rußland den ersten Ruhetag, wenn auch im Alarmzustand. Es herrscht Weihnachtsstimmung unter unseren Soldaten. Ob wir auch Weihnachten in Ruhe feiern dürfen? Jedenfalls bringt uns diesmal das Christfest den „Frieden auf Erden“ in dem Sinne, wie wir ihn alle wünschen, nicht. Zweifellos stehen uns noch ernste Tage bevor. Was auch kommen möge, die 228er haben ihre Gefechtstüchtigkeit bewiesen, und auch in Zukunft wird man auf uns zählen dürfen. W. K., Vizefeldwebel.

Eine Londoner „Theaterensation“. Die hochgradige Geistesverwirrung, die jetzt aus so vielen Äußerungen der englischen Öffentlichkeit zu uns spricht, hinterläßt nicht nur in der Presse, sondern auch in der Literatur ihre deutlichen Spuren, und die geradezu kindischen Nachwerke, zu denen sich selbst die besten Schriftsteller des englischen Volkes hinreihen lassen, werden einmal in ruhigeren Zeiten als bleibende Denkmäler dieser geistigen Erkrankung des englischen Publikums dem Kulturhistoriker wertvoll sein. Den Höhepunkt in der grotesken Verrennung der wirklichen Verhältnisse, in dem willenlosen Nachstammeln gewisser Schlagworte, mit denen man die öffentliche Meinung Englands umnebelt, erhalten wir nun in dem einaktigen Kriegsstück des bekannten englischen Dramatikers Sir James M. Barrie, das den deutschen Titel „Der Tag“ führt und zum erstenmal kurz vor Weihnachten im Coliseum aufgeführt wurde. Es ist eine Traumszene, in der „ein Kaiser“ die Hauptrolle spielt. Daß dieser Kaiser der deutsche Kaiser ist, darüber bleibt keinen Augenblick im Zweifel, wer den vollen Wortlaut dieser ungewollten Burleske liest, der im „Daily Telegraph“ veröffentlicht wird. Zu dem Kaiser, der „auf einem harten Stuhl in Gedanken sitzt“, kommen der Kanzler und ein Adjutant und wollen ihn zur Unterzeichnung eines Papiers zwingen, durch das „das Vaterland in Krieg mit Frankreich und Rußland versetzt ist“. Der Kaiser ist unentschlossen, aber der Kanzler versichert ihn, daß er England nicht zu fürchten brauche; das sei nur noch „ein übermäßiger Wuch von Land, ohne rotes Blut in ihm, sondern gefüllt mit einer dicken gelben Flüssigkeit. Englands Rolle in der Welt ist ausgespielt, „ich war“ seine Grabsteine.“

Trotzdem zögert der Kaiser noch immer und befehlt den beiden, sich zu entfernen und sich später seinen Befehl zu holen. Allein gelassen, enthüllt er nun seine Gedanken, von denen die begeisterten Kritiker meinen, sie enthüllten die Seele des Kaisers. Folgendes eine Probe dieser Enthüllungen, die in ihrem Schwulst jeden Herodes Marlowes und der anderen Vorläufer Shakespeares „überherodessen“: „Mein Blut kocht in meinen Adern, die ganze Welt ist mein eigen. Ich höre Tausende von Nachtigallen. Ich könnte alle Elefanten in Hindostan essen und mir die Zähne mit dem Turm des Straßburger Münster stoßern.“ Praktischer sind dann seine weiteren Gedankengänge. „Selbst eines Herrschers Leben ist nur ein Tag, und in diesem Tage steht nur einmal die Sonne im Zenit. Die ist mein Zenit. Die ganze Welt dreht sich um mich in dieser Nacht.“ Er wird Napoleon in den Schatten stellen. „Paris in drei Wochen, sagen wir, vier, um jede falsche Berechnung auszuschließen. Rußland auf der anderen Seite in sechs, und dann ist er da, — der Tag!“ Von Calais geht's über den Kanal, die englische Flotte wird zerstört, Großbritannien erobert. „Ich will dem eroberten England ein paar Kugeln zum Spielen lassen, damit kein Aufstand entsteht. Dann schneide ich Amerika in große Stücke für meine Kolonisten, denn nun beherrsche ich die Meere.“ Diktator der Welt! Herrscher über alles! Gott im Himmel. Ich auf Erden — wir zwei! (Er runzelt drohend seine Brauen): Und dann sind da noch die Zeppeline! Ich werde unterzeichnen.“ Nachdem er sich zu diesem Entschluß durchgerungen hat, erscheint dem Kaiser der „Geist der Kultur, eine edle Frauengestalt in weißen Kleidern“. Dieser Geist führt sich als ein besonderer Freund der Deutschen ein und bittet den Kaiser, seine Pläne hübsch sein zu lassen. Und siehe da! Seine Warnungen scheinen auch Erfolg zu haben. Als der Kanzler und der Adjutant wieder hereinkommen, gerührt der Kaiser das Papier, worauf sich die beiden „ärgerlich, aber ehrerbietig“ zurückziehen. „Die Entscheidung lag bei mir“, triumphiert der Kaiser, „und ich sagte, es soll Frieden sein. Das mein Zenit.“ Aber damit ist das Stück noch lange nicht zu Ende. Er schläft wieder ein, er hört die Kanonen donnern und die Granaten pfeifen; er steht in einer Vision die völlig zerstörte Kathedrale von Reims, und nun ist auch der „Geist der Kultur“ wieder da und weckt ihn auf. Der Geist mahnt ihn an die Wirklichkeit; seine friedliche Absicht war nur Traum; er hat den Krieg erklärt, und England, das er degeneriert und machtlos glaubte, macht ihm am meisten zu schaffen. „Gott kann es nicht zulassen, daß mein Deutschland ganz vernichtet wird!“ ruft der Kaiser aus, und der Geist der Kultur antwortet ihm mit der Schlussphrase: „Wenn Gott mit den Verbündeten ist, wird Deutschland nicht ganz vernichtet werden. Bebe wohl!“ („Die Kultur wendet sich zum Gehen, sie nimmt eine Pistole von der Wand und legt sie in seine Hand. Sie geht fort mit leuchtenden Augen. Das Pfenniglicht brennt niedrig. Der große Kaiser verliert sich in seinem Schatten.“) Und von einem solchen Nachwerk sind die englischen Kritiker nicht nur seinem Inhalt nach begeistert, sondern einer stellt sogar fest, daß der Verfasser der Kinderkomödie vom „Peter Pan“ daraufhin mit niemand verglichen werden könne als mit — Aschlos, und daß dieses „Kriegsstück“ an die „Perser“ des griechischen Tragikers heranreiche.

Der Rat eines französischen Diplomaten. Der frühere französische Volschafter Herbolte in Berlin war in seinem Vaterlande und auch im Auslande außerordentlich beliebt. Als er eines Tages abberufen wurde, kam sein Nachfolger zu ihm, um sich einige Ratschläge zu holen. Herbolte hörte sich lächelnd alle Vorsätze des neuen Mannes an. Dann meinte er gelassen: „Sehen Sie diesen Schreibtisch an“, und damit wies er auf einen großen Diplomaten-Schreibtisch, der zwei ungeheure Schubladen hatte. „In jede der Schubladen kommen verschiedene Dinge. In die rechte werfe ich diejenigen, mit deren Angelegenheit ich mich niemals befaße, der Lauf der Zeit regelt alsdann ganz von selbst alles, so wie es zu meiner und zu anderer Menschen Zufriedenheit ausfällt. In die linke Schublade tue ich diejenigen Dinge, die mir eine Prüfung und ein diplomatisches Einschreiten erforderlich machen. Aus diesen Sachen haben sich immer nur Unzufriedenheit und Argernis ergeben. Befolgen Sie also meinen Rat, mein Freund, und füllen Sie immer nur die rechte Schublade, dann werden Sie im wahren Sinne des Wortes ein guter Diplomat werden.“



Nassau

Blätter für nassauische Geschichte
und Kultur-Geschichte.

Monatliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 1.

19. Jahrgang.

1915.

(Nachdruck sämtlicher Original-Beiträge verboten.)

Sindlingen a. M. und sein Patrizierheim.

Von Th. Schäfer.

„Sundilingen“, das schon im Jahre 797 mit Ländereien des Klosters Lorsch erwähnt wird, ist nicht nur einer der ältesten, sondern auch einer der geschichtlich interessantesten Mainorte. Seine Entstehung fällt in die Zeit der römischen Herrschaft am Main. In dieser Gegend soll Kaiser Trajan nach Wiedereroberung der von den Römern ausgegebenen weiten rechtsrheinischen und mainischen Territorien sich stark verschänzt haben. Jedenfalls sprechen für Römer-niederlassungen bei Sindlingen die Funde römischer Münzen und Thongefäße, die gelegentlich der Bodenausschachtungen für die von Meistersage Villa vor neun Jahren zu Tage gefördert wurden. Auf welchen Ursprung das „altfränkische Schänzlein“ zurückzuführen ist, das in der Nähe des Ortes bestand und im Jahre 1747 von Kurmainz geschleift wurde, weil es lichtschuem Gefindel zum Unterschlupf diente, ließ sich leider nicht mehr feststellen.

Daß der Bodenbesitz hier ein begehrter war, erweisen die Erwerbungen, die Stifte und Klöster, wie Lorsch, Limburg in der Pfalz, Fulda, Prüm, Weidenstadt, Obermochstadt, St. Peter zu Mainz u. a. seit dem frühesten Mittelalter in Sindlingen machten. Noch erhalten ist der der Kirche gegenüber gelegene Hof des Stifts Obermochstadt, der Monchs- und Hof genannt, den im 16. Jahrhundert vorübergehend die Landgrafen von Hessen besaßen und später die Familie Diener aus den Händen einer reichen Holländerin erwarb. Von größtem Einfluß aber waren die Besitzungen und Rechte des Stifts Limburg in der Pfalz, nachdem sie durch das Wohlwollen des Kaisers Konrad II. im Jahre 1036 bedeutende Erweiterungen erfahren hatten. Zu seinem Dinghofe gehörten außer 6 Hufen oder 180 Morgen eigenen Landes 8 Zinshufen zu Sindlingen und 6 zu Niederbach, deren Inhaber nicht nur einen Geld-, Korn- und Weizenzins an das Stift, sondern auch ein aus 15 Achteln Weizen, 15 Achteln Hafer, 15 Gänzen und 15 Hühnern bestehendes jährliches Schußgeld an die vom Stift eingesetzten adeligen Vögte (v. Sulzbach, v. Falkenstein, v. Cronberg u. a.) zu entrichten hatten. Diese Hübner traten jährlich dreimal, und zwar am Tage nach Walpurgis, nach Remigius und nach Neujahr, zu einem Hübengericht, dem der Hofmann als Hubenschultheiß vorstand, im Dinghofe zusammen, um Differenzen zu begleichen, Feldfreveler zu bestrafen und ihre Zinsen abzuliefern. Wer unentschuldig ausblieb, war dem Dingenschultheiß mit 20 Pfennig Strafe verfallen. Eine vom Stift zu stellende Hubenmahlzeit beschloß die Zusammenkunft. Erst 1809 wurde dieses Hubengericht von der herzoglich nassauischen Landesregierung aufgehoben. Außer jenen Hubenrichtern bezog das Stift zwei Drittel des großen Fruchtzehnten, mit dem das Kirchenpatronat verbunden war. Ein Drittel des großen Zehnten gehörte zur Besoldung des Pfarrgeistlichen.

Alle jene Besitzungen, Einkünfte und Rechte gingen im Jahre 1484 für 3000 rheinische Gulden an das St. Petersstift in Mainz über, nach dessen Aufhebung sie durch den Anfall der rechtsmainischen kurmainzischen Orte im Jahre

1802 an Nassau kamen. Dieses benutzte den Stiftshof als Zehnthof.

Wie stark der Fruchtbau der Sindlinger Gemeindeglieder war, ist daraus zu entnehmen, daß das St. Petersstift von Leuten, die das Recht zum Einsammeln seiner Zehntfrüchte in Ober-, Mittel- und Unterfeld gepachtet hatten, im Jahre 1585 78 Malter Korn, 18 Malter Weizen und 88 Malter Hafer, im Jahre 1715 sogar 235 Malter Korn und 123 Malter Hafer erhielt.

Neben dem Fruchtbau betrieben die Einwohner aber auch einen beachtenswerten Weinbau. In dem geeigneten Weinjahr 1679 ertrugen die Zweidrittel des Zehnten dem Stift 31 Dhm 15 Viertel, in dem von 1683 noch 23 Dhm 3 Viertel. Später allerdings ging er in demselben Maße zurück, als die Obstkultur fortschritt.

Dem Eigennutz der geistlichen Zehntherrn gegenüber waren die Bewohner recht- und willenlos; das zeigt eine Fehde, die diese um die Erhaltung ihrer Obstanpflanzungen Jahrzehnte lang mit jenen vergeblich führten. Die wiederholten Klageleider der Stiftsherren über den Rückgang des Weinzehnten durch den Obstbau hatten die Bewohner unbeachtet gelassen, als jene im Oktober 1702 einen höchsten Amtsbesehl erwirkten, der „alle schädlichen Obstbäume“ bis zum Frühjahr zu beseitigen vorschrieb, „weil durch das übermäßige, ohnzulässige, vorhin verbotene Baumpflanzen ein Nachbar dem andern in den Weinbergen großen Schaden zufügt.“ Da man dem Befehl keine Folge leistete, wiederholten sich die Beschwerden der Geistlichen und die Gegenstellungen der Grundeigentümer von Jahr zu Jahr, bis im Jahre 1723 die Stiftsherren behaupteten, der Zehntwein sei kaum noch erwähnenswert, weil die Obstzucht immer mehr an Umfang gewinne; im Hauptweinbergsdistrikt seien allein über Tausend Obstbäume zu zählen. Dem Ortsvorstand wurde deshalb am 28. Januar 1724 vom Oberamt Höchst unter Strafandrohung aufgegeben, nunmehr dafür zu sorgen, daß innerhalb zwölf Tagen alle Obstbäume aus den Weinbergen entfernt würden. Vier Wochen später besetzt der Oberamtmann v. Dienheim Schultheiß und Gericht wegen Nichtbefolgung seiner Anordnung mit 5 Gulden Strafe, die sich beim Beharren im Ungehorsam nach weiteren acht Tagen verdoppeln sollte. Dann werde er Arbeiter senden, die die Obstbäume auf Kosten der Gemeinde abzuhaben hätten. Da aber auch diese Drohung nichts fruchtete, erbat sich der Oberamtmann Verhaltungsbefehle bei der kurfürstlichen Regierung in Mainz, die die Anwendung von Gewalt billigte. Schon war der Sommer darüber hingegangen und die Bessommenheit der Einwohner einer hoffnungsvolleren Stimmung gewichen, als Schultheiß und Gemeinde am 9. Dezember 1724 aufgefordert wurden, sich mit dem Stift, das die Angelegenheit von neuem angeregt habe, in Güte zu einigen oder zu gewärtigen, daß nach Ablauf von 14 Tagen die Obstbäume unnachsichtlich ausgerodet und die Baumbesitzer „wegen ihres enormen Ungehorsams“ noch bestraft würden. Auf's höchste stieg die Erregung der Einwohner, als sie am Abend des 28. Dezember durch einen

Kundschafter erfuhren, daß für den folgenden Tag wirklich 8 Höchster Arbeiter zum Fällen ihrer Obstbäume beordert seien. In der Frühe des 29. Dezember standen sie an der Gemarkungsgrenze bereit, um, wie sie sagten, den Leuten die Arbeit anzuweisen. Diese ließen auch nicht lange auf sich warten und waren, weil sie Schlimmeres befürchteten, nicht wenig überrascht, als man ihnen ganz in der Nähe ein schönes Baumstück zeigte, auf dem sie beginnen konnten, ihren Auftrag auszuführen. Wohlgenut fällten sie hier an diesem Tage elf starke Apfelbäume. Dieses Baumstück war aber Eigentum des reichen und einflußreichen Frankfurter Bürgers Jost Lindheimer, der, von dem Vorgang verständigt, einen gewaltigen Lärm schlug, der Arbeit Einhalt tun ließ und das Stift als Urheber der empörenden Gewalttätigkeit auf 1100 Gulden Schadensersatz verklagte. Mainzer Richter, die den Tatbestand beaugenscheinigten, erklärten, daß dem Kläger allerdings zu viel geschehen sei und die Stiftsherren ihn schadlos zu halten hätten. Diese bewilligten ihm eine mehrljährige Zehntfreiheit, suchten aber dafür die Sindlinger Einwohner, die den Arbeitern das Baumstück gezeigt, ersatzpflichtig zu machen. In ihrer Angst verpflichteten sich zur Beruhigung der Stiftsherren die Baumbesitzer schriftlich, im Herbst 1725 alle ihre Apfel-, Birn- und Steinobstbäume aus ihren Weinstücken entfernen zu wollen. Da hiermit die Ästen schließen, scheinen sie dieser Zusage auch nachgekommen zu sein.

Neben dem dritten Drittel des großen Zehnten (von Weizen, Korn, Hafer, Gerste, Erbsen, Wicken, Wein usw.) gehörte zur Besoldung des Geistlichen der ganze Zehnte von dem, „was in den Bannzäunen wächst, so von vier Morgen Weingärten am gemeinen Graben“, ferner der kleine Zehnte (von Rüben, Kraut, Kartoffeln, Dickwurz, Bohnen und dergl.), der Blutzehnte (von Lämmern, Ferkeln, Hühnern, Enten und Gänzen) und der Ertrag des Pfarrgutes, das im Jahre 1526 19 Morgen im Oberfeld, 28 im Mittelfeld und 19 im Unterfeld umfaßte. Die Dotierung der Pfarrei war somit eine reiche und entsprach dem Ansehen, welches das dem heil. Dionysius geweihte Kirchlein genoß, zu dem alljährlich zweimal die Bewohner der Ämter Höchst und Hofheim wallfahrteten.

Im Jahre 1608 war diese Kirche so baufällig geworden, daß die Gemeinde die landesherrliche Genehmigung zu ihrer Erneuerung nachsuchte und sie im folgenden Jahr, wie die Jahreszahl 1609 über dem Eingang zum Turm zeigt, auch wirklich aufbaute. 1615 klagt der Schultheiß, die Gemeinde sei in Schulden geraten, weil sie nicht nur Kirche und Kirchturn errichtet, sondern auch Stoden und Uhr, die im alten Kirchlein gefehlt, angeschafft habe.

Zur Zeit dieses Kirchenbaus zählte die Gemeinde 48 Ehemänner, 2 Witwer, 48 Ehefrauen, 6 Witfrauen und 106 Kinder, also 210 Seelen. Unter den 50 Männern und den erwachsenen Söhnen befanden sich 35 weisensfähige, von denen der kurmainzischen Volksmiliz 11 als Musketiere, 14 als Schützen, 2 als Doppelsöldner, 1 als Schlachtschwertier, 5 als Hellebardiere und 2 als Schanzengräber angehörten.

Bis dahin zum Gerichtszwang in Hofheim gehörig, stattete 1614 der Mainzer Erzbischof Johann Schweikard der Gemeinde die Bildung eines eigenen Schöffengerichts und die Führung eines Gerichtssiegels, welches das Haupt des heil. Dionysius mit der Mitra auf einem Gebetbuche, das von zwei Armen gehalten wird, zeigt; es führt die Umschrift „Gericht-Siegel zu Sindlingen“. — Am 5. Mai 1614 kam der Höchster Amtmann Hans Philipp von Hohened in Begleitung des Zollschreibers Nikolaus Cleß nach Sindlingen, um den Schultheißen Anthes Feix und die 7 Schöffen in ihr Amt feierlich einzuführen.

Im dreißigjährigen Kriege schmolz die Einwohnerschaft auf 24 Familien zusammen, so daß sich im Jahre 1654 noch 17 leerstehende ruinierte Hofreiten in der gemeinen Gasse (der Hauptstraße), der Schar- und der Obergasse fanden. Auch das „Spieles“, das Spiel- oder Rathaus, war tür- und fensterlos geworden und mußte 1650 von dem bis dahin im Pfarrhause untergebrachten Glöckner und Schulmeister Johann Heinrich Wilhelm erst notdürftig geschlossen werden, damit er und die Schulkinder gegen die Anbilden der Bitterung Schutz fanden.

Diesem Lehrer Wilhelm waren schon einige andere vorausgegangen; denn 1598 teilte das St. Petersstift auf Beschwerden des damaligen Glöckners dem Amtmann mit, es habe ihm gekündigt, weil er der katholischen Religion nicht zugetan, im Kirchenwesen unerfahren und zur öster-

lichen Beichte bisher nicht gekommen sei, auch verstehe er nichts von der Leitung des Kirchengesangs, und um die Unterweisung der Jugend kümmerer er sich wenig, weil er des Dorfes Wirtschaft führe. Für ihn sei „Martin von der Köhn“ bestellt worden. Über diesen aber klagt 1615 die Gemeinde, er vernachlässige den Unterricht der Kinder durch seine Krämerei. Nach dem 30-jährigen Kriege war das Lehramt nicht besser bestellt. 1688 befiehlt Erzbischof Anselm Franz dem Höchster Zollschreiber, auf die Gemeinde einzuwirken, daß sie ein Schulhaus baue; denn es sei ihm zu Ohren gekommen, daß sie demjenigen Einwohner die Lehrerstelle übertrage, der den nötigen Raum zur Aufnahme der Kinder besitze, gleichviel ob er sich zu ihrer Unterweisung eigne oder nicht. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kamen vorgebildete Lehrer in Sindlingen zur Anstellung.

Zur Erbauung eines Schulhauses war es damals nicht gekommen, weil die Gemeinde von einem großen Unglück heimgesucht worden war. Ein invalider Soldat, der sich vorübergehend im Gasthaus „Zum Adler“ aufhielt, hatte vor der Tür dieses Gasthofes am Nachmittage des 7. Mai 1690 versucht, eine Rakete abzubrennen, die die Fluten des Mains ans Ufer geworfen. Nach längeren Bemühungen stieg sie zischend in die Luft und fiel brennend auf ein Strohdach nieder, von dem aus sich ein verheerendes Feuer verbreitete, daß bis abends 7 Uhr 26 Wohnhäuser, 10 Scheunen und 23 Kelterhäuser und Stallungen eingäschert waren. Um den Zimmer voll zu machen, waren auch eine alte Frau, zwei Kinder und mehrere Stück Vieh in den Flammen ums Leben gekommen. Von den Familien, deren man 1680 37 gezählt, waren die meisten obdachlos geworden.

Wie aber so manches Unglück zuweilen auch gute Folgen hat, so traten auch hier nicht nur massivere Gebäude an die Stelle der feuergefährlichen, sondern es wurde auch der enge Ortsbering durchbrochen und für eine freiere Ausdehnung des Dorfes Platz geschaffen. So gestattete beispielsweise im Jahre 1708 der Kurfürst Lothar Franz den Einwohnern Mathias Baumarzt, Anton Westenberger, Johannes Wolf, Valentin Scheuermann, Joh. Georg Specht und Martin Schuhbrett, denen das Amt im vormaligen Borchschen Garten innerhalb des alten Ortsberings Bauplätze angewiesen hatte, sich in den Bachhausgärten außerhalb des Dorfes anzubauen. Unter den abgebrannten Häusern hatte sich auch das Rathaus befunden, das dann im Jahre 1700 als Rathaus, Schulhaus und Gemeindegewerkschmiede wiedererstand.

Unter allen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts neu erbauten Häusern zu Sindlingen verdient eins hervorgehoben zu werden, das nach mancherlei Änderungen und Wechselsfällen seiner Bewohner sich in ein prächtiges Patrizierheim verwandelte. Unweit des Mains, in freier Lage mit herrlichem Umblick, hatte eine Familie Diehl sich angebaut. Dieses Haus mit 140 Morgen Land erwarben im Jahre 1740 die Gebrüder Andreas und Franz Vaccani von Augsburg für 8000 Gulden, um hier die ihnen von dem Mainzer Kurfürsten Philipp Karl privilegierte Fabrik zur Herstellung goldener und silberner Borden und Franzen zu etablieren, für die sie gelegentlich der Kaiserkrönungen zu Frankfurt a. M. gewinnbringenden Absatz zu finden hofften. Ob die Kaiserkrönung des Jahres 1742 nicht gebracht, was sie erhofft, sei dahingestellt; genug, zwei Jahre später beschwert sich der Schultheiß Specht über die Besitzer des Etablissements, weil sie sich Rechte und Freiheiten anmaßten, obwohl sie ihre Fabrik nicht mehr betrieben. Nach dem Ableben seines Bruders verkaufte im Jahre 1760 Franz Vaccani das Besitztum für 11 200 Gulden an den Frankfurter Handelsherrn Karl Franz Allejina, der es durch Erwerbung der angrenzenden Lindheimischen Häuser und Gärten arrondierte, nachdem er durch Zahlung von 10 Gulden Einzugsgeld und 55 Kreuzer für einen Feuer-eimer Sindlinger Gemeindevmann geworden war. 1764 starb er kinderlos und hinterließ die Immobilien mit den Zinsen von 50 000 Gulden seinem Vater Karl Franz Schweizer zu Frankfurt als ein Fideikommiss unter der Bedingung, daß dieser seinen Namen weiterführe; denn auch sein Bruder, Johannes Maria Allejina zu Frankfurt, mit dem er ein Seidengeschäft betrieben, hatte nur eine Tochter, die mit Franz Maria Schweizer, dem Vater des Erben, verheiratet war. Auch die Kirche in Sindlingen hatte Allejina mit 1000 Gulden bedacht; sie sollte im Falle seines dortigen Hinscheidens seine Gebeine aufnehmen. Doch ereilte ihn der Tod während seines Aufenthaltes zu Frankfurt.

Eltern und Großeltern des noch minderjährigen Fideikommißbesizers verpachteten die Ländereien mit dem Hofhaus, das sogenannte Schweizerische Gut, und behielten zur eigenen Benutzung nur das Herrschaftshaus mit dem großen Garten. Dieser Allesina-Schweizerische Landsitz, mit reichlichen Mitteln in kunstförmigster Weise verschönt, erlangte eine Bedeutung, auf die stolz zu sein die Gemeinde alle Ursache hat. Dentwürdig ist namentlich der 30. Mai 1774, an dem Johannes Maria Allesina und seine Gemahlin, eine geborene Brentano, hier ihre goldene Hochzeit feierten und unter anderen Verwandten und Freunden auch den jungen Goethe zu Gast hatten. Dieser schildert in einem Briefe an seine mütterliche Freundin Frau Sophie de Laroche in Ehrenbreitstein, wie gut er sich mit Tanz und Unterhaltung bis zum frühen Morgen amüsiert habe (Briefe Goethes an Sophie de Laroche und Bettina Brentano von G. v. Doeper, Berlin 1879, S. 41). Zur Erinnerung an diese seltene Feier ließ Allesina eine silberne Medaille prägen, von der auch Goethe ein Exemplar erhielt. Beschrieben ist sie im „Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst“, Heft 7 (1855), S. 37.

Wiederum achtzehn Jahre später diente dieser gastliche Allesinasche Landsitz der durch Geist und Schönheit ausgezeichneten Frau von Brancioni, die mit Goethe, Lavater und anderen Geistesheroen befreundet war und in Beziehungen zu dem Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig stand, längere Zeit als Ruhestätte.

In der napoleonischen und primatischen Zeit versammelte der fürstlich primatische Direktorialrat Schweizer, ein jüngerer Bruder des als Offizier abwesenden Fideikommißbesizers, an diesem verschwiegenen Ort seine Gesinnungsgenossen des öfteren um sich. Auf den dortigen Verkehr einflussreicher Personen weist der Ortsgeistliche 1808, als ihm die nassauische Regierung ein einstöckiges Pfarrhaus bauen wollte, mit dem Bemerkten hin, daß eine so ärmliche Pfarrwohnung den vielen Gästen des Direktorialrates Schweizer unliebsam auffallen müsse. 1816 wurde die Familie Schweizer geädelt, und zwei Jahre darauf überließ der Fideikommißinhaber seinem jüngeren Bruder, eben jenem Direktorialrat, den Sindlinger Herrschaftssitz als Eigentum. Letzterer wechselte dann nach dem Ableben des Direktorialrates seinen Besitz wiederholt, bis er schließlich in Hände eines Brauereibesizers von Oberrad fiel, dem die Verwendung der Örtlichkeit als Gastwirtschaft „zur schönen Aussicht“ die nährbringendste schien. Das Schicksal wollte indessen nicht, daß dieses durch seine Vergangenheit geweihte Erdenstückchen in so prosaischer Weise seiner weniger schönen Umgebung gleichgestellt werden sollte. 1902 brachte Dr. Herbert von Weisner aus Frankfurt a. M. das Anwesen in seinen Besitz und ließ an der Stelle des alten Herrenhauses nach den Plänen des königlichen Bau Rates Franz von Hoven eine Villa erbauen, die den Patriziersitz erst recht zur Geltung brachte, nachdem sein kunstförmiger Eigentümer die paratige Umgebung durch Ankauf auch des abgetrennt gewesenen Gutshofes samt zugehörigen Ländereien erweitert und in einen passenden Rahmen gebracht hatte. Eines solchen Dornröschens kann sich in dieser Gegend keine zweite Gemeinde rühmen.

Mit den Wandlungen dieses Herrensitzes machte auch Sindlingen manche Veränderung durch. Die 70 bis 80 Haushaltungen, die der Ort in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts gezählt, mehrten sich merklich nach dem Anfall der rechtsrheinischen Territorien an Nassau und dem Zuzug von Handwerkern aus allen Gegenden. 1810 stellte man bereits 98 Wohnhäuser mit 112 Haushaltungen und 598 Seelen fest.

Die Aufhebung alter Dienstbarkeiten und Abgaben durch Nassau in den Jahren 1808—1812 stärkte das Selbstbewußtsein der unter geistlicher Abhängigkeit aufgewachsenen Einwohner nicht wenig. Wiederholt fanden sie in den napoleonischen Durchzügen und Freiheitskriegen Gelegenheit, dasselbe zu betätigen. Doch hätte ihre Schlagfertigkeit einmal üble Früchte tragen können.

Am Freitag den 10. Juni 1814 passierte das Sachsen-Koburgische Landwehrcorps von Mainz her den Ort. Ein Marketenbrevogen mit Nachzügeln machte an der Beckerschen Gastwirtschaft „zum Löwen“ halt, um bei dem Schultheißen Westerberger Wagen für zurückgebliebene Kranke zu requirieren. Dieser aber lehnte das Ansinnen mit dem Bemerkten ab, daß ihm von dem preußischen Platzkommandanten in Höchst verboten sei, den Nachzügeln durchmarschierender Truppen ohne besondere Ordre Wagen zu stellen; und als ein Unteroffizier mit zwei Mann Anstalten traf, aus dem

nächsten Hof einen Wagen gewaltsam zu holen, machte er ihnen bemerklich, daß man in diesem Falle Gewalt mit Gewalt vergelten werde. „Was“, schrieen die Soldaten, „Ihr Spitzbuben, ihr Patriotenzug, wollt euch an Soldaten vergreifen? Das wollen wir euch zeigen!“ Als nun einer derselben gegen den fliehenden Schultheißen das Gewehr erhob, ein anderer gegen den herbeieilenden Gerichtsschöffen Peter Guthmacher den Säbel zog, entstand durch schreiende Frauen und Kinder ein solcher Lärm, daß ein Einwohner die Sturmglöcke läutete. Auf diesen Alarm hin eilten unter Führung des Gerichtsschöffen Konrad Hofmann, einem Korporal des nassauischen Landsturmbataillons, die bewaffneten Bauern herbei und in kurzer Zeit waren die durch Fiebe und Stiche übel zugerichteten Soldaten entwaffnet und unter Bedeckung an das jenseitige Mainufer gesetzt.

Glücklicherweise hatte der Schultheiß den Vorgang durch einen Expresen dem nassauischen Amtmann in Höchst gemeldet; denn es waren mittlerweile auch die Marktenderweiber in ihrem Wagen nach Höchst gekommen und hatten unter dem dort ruhenden Bataillon die Nachricht verbreitet, die Sindlinger Bauern hätten einige ihrer Kameraden toteschlagen. Das bewirkte einen furchtbaren Tumult unter den teilweise betrunkenen Soldaten, von denen sich sofort 120 Freiwillige als Rächer ihrer Kameraden meldeten. Geführt von dem Bataillonstommandeur brachen diese unter den fürchterlichsten Drohungen nach Sindlingen auf. Ihnen war aber der nach Höchst geschickte Eilbote zuvorgekommen und hatte in den Dorfstraßen ausgerufen, das ganze Bataillon komme zurück, um alles niederzuschießen, den Ort zu plündern und an den vier Ecken anzuzünden. Das verursachte natürlich ein jämmerliches Jetergeschrei der fliehenden Männer und der hinter verschlossenen Türen und Fensterläden Schutz suchenden Weiber und Kinder.

Dem vom Bataillonstommandeur geführten Trupp waren aber der Höchster Amtmann Lamboy, der nassauische Platzkommandant Oberleutnant v. Mühlmann und der Landhauptmann Jost so schnell gefolgt, daß sie mit jenem gleichzeitig in Sindlingen ankamen. Hier fiel der Amtmann dem Major in die Fänge und bat ihn um Gotteswillen, mit übereilten Strafmaßregeln einzuhalten, er selbst bürgte für die Ortsbewohner. War dieser, weil er seine Soldaten noch lebend fand, allmählich auch zu bejähigen, so konnten die übrigen Rächer schmaubenden Offiziere und Soldaten doch nur dadurch im Zaum gehalten werden, daß der Major einen Offizier, der laut Genugtuung forderte, arretrierte und einem andern, der die Soldaten zum Stürmen des Ortes aufzuwiegeln suchte, mit Erschießen drohte. Erst nach vielen Vorstellungen und Begütigungen war es möglich, die murrenden Soldaten zur Umkehr nach Höchst zu bewegen, wo die reichliche Verteilung von Speisen und Getränken eine friedlichere Stimmung bei ihnen erzeugte.

Erst als das Bataillon nach Frankfurt abmarschiert war und das Dunkel der Nacht sich über ihre Heimstätten gebreitet hatte, wagten die entflohenen Sindlinger zurückzukehren, Gott dankend, daß dieser Schredenstag so glimpflich vergangen war.

Noch einmal ergriff Angst die an der Verwundung der Soldaten Beteiligten, als der Kommandierende des 5. Deutschen Armeekorps zu Mainz, Herzog Ernst zu Sachsen, dem der Vorgang von einem Offizier der Koburger freiwilligen Jäger in einseitiger Ausmalung berichtet worden war, strenge Untersuchung und Bestrafung der Schuldigen von der nassauischen Regierung forderte. Diese ließ jedoch die Sache auf sich beruhen, als sie vernahm, daß die tumultuarischen Auftritte durch unbefugte Forderungen des Militärs veranlaßt worden waren.

Jahre der Friedensarbeit waren nötig, um die Wunden zu heilen, die die andauernden Kriegslasten geschlagen hatten. Längst war das 1609 erbaute Gotteshaus der amwachsenden Bevölkerung zu eng geworden, doch erst anfangs der 1820 er Jahre konnten die Mittel für einen geräumigeren Neubau zusammengebracht werden. Nachdem 1820 der Totenhof verlegt und 1822 das alte Beinhaus abgebrochen war, richtete von 1823—1825 der Werkmeister Kunz von Höchst unter Leitung des nassauischen Landbaudirektors Götz den Kirchenneubau auf, dessen Kosten sich auf 41 000 Gulden beliefen, obwohl der Turm der alten Kirche stehen geblieben war.

Acht Jahre nach Vollendung der Kirche konnte auch zum Bau eines der größeren Einwohnerzahl entsprechenden Schul- und Rathauses geschritten werden, für das sich in einer neuen Baulinie, der Schulgasse, ein passender Platz fand.

Nach Eröffnung der Eisenbahn Wiesbaden—Frankfurt, Ende der 1830er Jahre, streckte der Ort seine Fühlhörner mehr und mehr nach dieser aus, die den zuziehenden Arbeitern den Verkehr mit näheren und ferneren Fabriksplätzen und Arbeitsstellen vermittelt. Einen schnellen Fortgang nahm das Anwachsen des Ortes, namentlich in den letzten Jahrzehnten; die 125 Wohnhäuser mit 185 Familien im Jahre 1842 haben sich seitdem fast vervierfacht, da die Zählung vom 1. Dezember 1905 schon 385 Wohnhäuser mit 675 Haushaltungen und 2937 Seelen feststellte.

Beschreibung einer seltsamen Geistergeschichte, so sich zugetragen in Diez im Jahre 1779.

Entnommen einem Briefe aus dem Jahre 1779, und mitgeteilt von Robert v. d., Diez

„Das neueste aus unserem Vaterland ist jetzt eine seltsame Geistergeschichte, die sich kürzlich zu Diez zugetragen hat. Die Hauptfrage ist ohngefähr diese. Ein Vater zu Diez kauft da, wie man nachgehenos sieget, aus der Meinung, verborgene Schätze darin zu finden, ein altes herrschaftliches Haus, welches die Landoverschultheißerei heißt. Er macht heimlich bei einem Hadamarischen Schulmeister Bestellung um einen Geisterbeschwörer. Bei diesem kommt eben ein listiger Vagabund in katholischer Priestersgestalt ins Haus und rühmt seine Kunst und Stärke in der Geister Bannung. Der Schulmeister bringt ihn freudig nach Diez zu seinem Vater. Diesem verspricht der listige Beschwörer alle vorhandenen Schätze zu beschaffen, doch hält er sich dabei, um sich Zeitraum zu erwerben, aus: 1. Der Vater soll das Vornehmen der Dorigkeit anzeigen, 2. der Dorigkeit soll er den gewöhnlichen Anteil von dem Schatz geben, 3. den Schatz soll er gut anwenden. Die Anzeige, wie sich leicht denken läßt, läßt der Vater wohl bleiben. Der Beschwörer beordert die Leute im Hause, alle unten in der Stube zu bleiben, zu beten, sich nicht zu regen und sich an nichts zu kehren, es sei was es wolle. Er selbst geht nachts um 1 Uhr allein oben auf ein Zimmer, läßt sich auf einen mit einem weißen Tuch bedeckten Tisch zwei Lichter setzen und will da nun seine Sachen recht gut machen. Es erhebt sich eine Stunde lang im Hause ein entsetzliches Schüttern, Rollen, Getöse, Schläge wie Kanonenschüsse u. dergl. Nach einer Stunde kommt er heruntergelaufen, entsetzt, mit Schweißtropfen auf dem Gesichte. Die folgende Nacht geschieht unter den nämlichen Umständen eben das Nämliche. Das Getöse im Haus hatte indeß seinen Aufseher erregt, man hatte beim Gericht die Anzeige getan, dies läßt nachsuchen und findet den Geisterbeschwörer im Keller in einem Loch in der Mauer sitzen.

Vor Verhör sagt er unter anderem gerade aus: Er heiße Joseph Anton Brunnenquell, sei ein Jesuit pp. Er habe, um dem Vater in seiner Armut zu helfen, die Geister in dessen Hause beschworen. Zuerst wäre ein Geist in einem roten Talar, wie ein ehemaliger Tempelherr, 6½ Fuß lang, erschienen, welcher einen Schuh hoch über dem Fußboden einhergeschwebt. Auf die Frage: „Was er unter seiner Verwahrung habe, habe er geantwortet: Eine Monstranz, drei Kelche, ein Kästchen mit Geld, zwei Glocken und ein Buch.“ Während dieser Unterredung seien zwei andere Geister ins Zimmer gekommen, eine männliche Gestalt mit einem kurzen Wams nach alter Tracht und mit einem Degen. Und eine weibliche Gestalt, beide jugendlich von Ansehen. Diesen wäre ein Hund gefolgt, der sich von Zeit zu Zeit in eine glühende Rahe verwandelt habe u. s. w. Die folgende Nacht — alles dies sind die Aussagen des Beschwörers vor Gericht — seien dieselben Geister wieder erschienen. Auf seinen Befehl habe der Geist im Talar, durch Hilfe des in diesem Quartal am Regiment stehenden höllischen Geistes Aziel, der in Gestalt eines Löwen erschienen, folgende Stücke herbeigebracht: 1. Ein 2½ Schuh langes, mit eisernen Bändern und Ecken beschlagenes Kästchen, worinnen eine mit Steinen besetzte Monstranz gelegen, 2. drei goldene und übergolbete Kelche, 3. ein länglich Kästchen mit viereckigte Goldstücke wie spanische Quadrupeln bis oben an den Deckel angefüllt, 4. ein Buch, welches eine Beschreibung der Gerechtfame des Hauses enthalten habe. Die Geister hätten diese Sachen drei Tage, jedoch unter ihrer Aufsicht, über der

Erde stehen zu lassen sich erbeten. Er habe aber billig Bedenken darin getragen und habe sie wieder entlassen. Doch die folgende dritte Nacht hätte er den Schatz heben wollen, weil die Geister beim dritten Mal weichen müßten. Daran habe man ihn durch Gefangennehmung verhindert. Er sei indeß noch erbötig und verspreche, alle diese Sachen dem Gericht zu überliefern, wenn man ihm gestatte, die Beschwörung zum drittenmal zu wiederholen. Diese Aussage ward an die Landesregierung berichtet. Diese verfügte zur völligen Überzeugung des Publikums, dem Kerl solle die dritte Beschwörung gestattet, jedoch ihm alle Gelegenheit zur Flucht aufs genaueste benommen werden. Nach vielen vergeblichen Versuchen zur Entkommung, bringt man ihn ins Haus, wo er die Beschwörung wiederholen soll. Hier will er durch den Abtritt entfliehen. Allein die auch hier bestellten Wächter hielten ihn ab. Darauf stand er von seinem Versuch zur Flucht ab und erklärte, der Geist im roten Talar habe ihn entdeckt, daß man das Haus besetzt hielte und also keine Beschwörung statthaben könne. Hiermit war nun die Komödie am Ende. Man setzte den Teufelsbanner zurück. Den folgenden Tag gestand er vor der Obrigkeit mit Reue und Freimütigkeit, daß er ein Betrüger und die vorgegebene Beschwörung seine Erdichtung sei. Er gestand, daß er weder den Geist im Talar, noch den mit dem Degen, noch den in weiblicher Gestalt, noch den in Hunde- und Katzenformat, noch den löwenmäßigen Höllengeist Aziel, noch einiges von den vorgegebenen Schätzen gesehen habe. Er kenne keine Geister, sei kein Jesuit, kein Geistlicher, kein Priester. In Mainz habe er sich von einem Perückenmacher die Tonjur geben lassen und habe darauf einen falschen Namen angenommen. Das Getöse im Haus habe er mit dem Rollen eines großen runden Steines und durch Auf- und Zuschlagen der Türen verursacht. Er sitzt und erwartet seine Justiz. Der infame, dreiste, listige Betrüger! Betrüger nach einem ordentlichen System!“

Literatur.

C. C. Geschichte der Stadt Hachenburg. Zugleich Festschrift zur Sechshundertjahrfeier der Stadt. Von W. Söhngen. Kommissionsverlag von E. Bungeoth in Hachenburg. Erster Teil. 437 Seiten.

Im August des Jahres 1914 wollte die Stadt ihr 600jähriges Jubiläum feiern. Wenn wir nicht irren, war alles sehr gut vorbereitet, es war sogar schon das unentbehrliche ortsgeschichtliche Theaterstück geschrieben und einstudiert, als der Krieg ausbrach und das Fest unmöglich machte. Aufgehoben wird auch in diesem Fall nicht aufgehoben sein; die schöne Westerwaldstadt Hachenburg wird vermutlich doch noch zu ihrer Sechshundertjahrfeier kommen. Wie dem aber auch sei, jedenfalls hat das Stadtjubiläum eine gute Frucht getragen: Die „Geschichte der Stadt Hachenburg“ von W. Söhngen, deren erster Band pünktlich kurz vor dem für die Feier angeetzten Termin erschienen ist, leider aber (ebenfalls des Krieges wegen) jetzt erst besprochen werden kann. Söhngens „Geschichte der Stadt Hachenburg“ ist nicht aus Anlaß der Jahrhundertfeier entstanden; sie ist vielmehr das Ergebnis jahrelanger fleißiger Arbeit und mühevoller und umfangreicher Materialsammlung. Die Leistung des Verfassers kann nur der würdigen, der weiß, was es heißt, aus hundert Quellen Steinchen um Steinchen zusammenzufinden, aus denen sich nach und nach das Werk aufbaut. „Zu mindestens 96 Prozent mußte ich den Stoff aus handschriftlichen Quellen sammeln“, sagt Söhngen im Vorwort. Das Studium handschriftlicher Quellen bildet zwar den interessantesten, zugleich aber auch den mühevollsten und zeitaufwendigsten Teil der Stoffsammlung für ein Geschichtswerk. Die „Geschichte der Stadt Hachenburg“, gut geschrieben und geschickt aufgebaut, bietet eine wertvolle Bereicherung der nassauischen Geschichte und Heimatlunde; obwohl natürlich sein Inhalt zum großen Teil nur ortsgeschichtlichen Wert hat, bietet das Buch doch auch recht vieles zur allgemeinen Geschichte Nassaus. Die Schilderungen bürgerlicher Verhältnisse sind dabei von ganz besonderem Interesse. Der Verfasser hat die Absicht, später einen zweiten Teil folgen zu lassen, der auch die neuere Geschichte der Stadt und ebenso eine kurze Geschichte der Grafschaft Hachenburg und ihrer Landesherren enthalten soll. Wünschenswert wäre es und würde den Wert des Werkes außerordentlich erhöhen, wenn dann das alte Hachenburg auch in einigen Bildern gezeigt werden könnte.